

Sprachliche und kulturelle Vielfalt in der Schweiz

Betrachtungen

*„Ich freue mich darüber, dass sie mit dabei sind, die Tessiner, die Welschen, die Romanen.
Wir könnten uns gegenseitig daran hindern, typisch zu werden.“*

Peter Bichsel, Des Schweizers Schweiz

Schweiz – Suisse – Svizzera – Svizra

Die Schweizerische Eidgenossenschaft teilt ihren Werdegang als kleines, politisch und kulturell eigenwilliges Land mit Europa und deren Geschichte.

Die etwa 8.25 Millionen Einwohner gehören in ihrer Identität und ihrem Horizont zu den drei grossen Sprachen und Kulturen des alten Kontinents: Die Mehrheit (ca. 66 % der Bevölkerung) spricht Deutsch – bzw. Schweizerdeutsch, die sogenannte Mundart, die stark nach Region und Kanton variiert – und schaut nach Norden und Osten zu Deutschland und Österreich, ein grosser Teil (23%) spricht Französisch und orientiert sich nach dem westlichen Nachbar Frankreich, die Minderheiten sprechen Italienisch (8.4%) und Romanisch (0.6%) und richten sich vorwiegend nach Süden zu Italien. Ca. 2 Millionen (24%) sind Ausländer und gehören zu den verschiedensten Kulturen und Sprachen. Während die Beziehungen zu den Nachbarn nicht immer idyllisch sind, ist die jeweilige regionale Wesensart stark von deren Kultur geprägt.

Die Schweizer leben in 26 Kantonen und halten sehr viel von ihrer föderalistischen Autonomie, die sich nicht nur im politisch-administrativen Bereich, sondern u.a auch in unterschiedlichen Bildungseinrichtungen und auch in der Sprache offenbart.

Dieser Text ist die stark gekürzte und leicht ergänzte Fassung eines Diskussionspapier, das für eine öffentliche Podiumsdiskussion geschrieben wurde, welche am 23. Januar 2012 am Institut für Mehrsprachigkeit in Freiburg, Schweiz stattgefunden hat (Das Original ist abrufbar auf:

http://www.babylonia.ch/fileadmin/user_upload/documents/vario/Sprachliche_und_kulturelle_Vielfalt_in_der_Schweiz.pdf.)

Comano, im August 2015

Vorspann

Um 1990 herum. Die Mauer, die so lange Europa gespalten und den Kalten Krieg angeheizt hatte, war eben gefallen, eine neue, bessere Weltordnung schien möglich zu sein; die Postmoderne hatte das Ende der „grossen Erzählungen“ bekannt gemacht und den Siegeszug des Individuums *à la carte*, als Konsumenten im expandierenden Globalmarkt der unbegrenzten Möglichkeiten zum Programm erklärt. So konnte sich mancher dazu ermächtigt fühlen, auch das Ende der Geschichte zu verkünden und die westlichen Demokratien unter der Obhut des kapitalistischen Systems als den Höhepunkt der Bestrebungen zum friedlichen und glücklichen Zusammenlebens der Menschen zu preisen: *Pursuit of happiness* in der Endversion, oder die Vervollkommnung der Moderne, bzw. je nach Lesart deren Ende. Denn: Mit dem Computer wurden die schier grenzenlos erscheinenden Möglichkeiten der Technik, bis hin zur Substitution eigentümlich menschlicher Fähigkeiten für jedermann greifbar, was nichts weniger bedeutete als der Beginn jener faszinierenden Reise in die virtuelle Welt, die uns alle mehr oder weniger in ihren Bann ziehen würde. Die Zeichen der Zeit waren positiv zu deuten. Warum auch nicht? Der Jahrtausendwende galt es vertrauensvoll entgegenblicken und das letzte Jahrzehnt als Sprungbrett konstruktiv zu gestalten.

Und die Schweiz? Die Schweiz reihte sich ein. Man fühlte sich dazu berechtigt, das seit den 1960er Jahren immer wieder aufflackernde eidgenössische *Malaise* endgültig der Vergangenheit anzuvertrauen, um am verheissungsvollen Übergang in ein neues Zeitalter aktiv teilnehmen zu können. Dabei sollten bewährte Tugenden ebenso wenig aufgegeben werden wie der eigene Sonderweg.

In Wirklichkeit kam alles anders, oder fast alles. Wie es schon wenige Jahre später Eric Hobsbawm¹ mit scharfsinnigem Urteil deuten würde, war das „kurze Jahrhundert“ bereits mit dem Jahr 1989 zu Ende gegangen. Mit ihren unsäglichen Tragödien hatte jene Zeitspanne dank einer unvergleichbaren ökonomischen und technischen Entwicklung einem guten Teil der Menschheit Wohlstand und zuletzt auch Frieden beschert. Das 20. Jahrhundert hatte nun seinen Zenit erreicht. Die Krönung des Fortschritts, das Ende der Geschichte? Von wegen. Mit dem Anbruch einer neuen Epoche, voller unvorhersehbarer Ereignisse, drängte sich jene listige Geschichtsnotwendigkeit von selbst auf, die keiner linearen Fortschrittslogik gehorchen will. Die Suche nach Identität, die wahre Dialektik zwischen Selbst- und Fremdbestimmung und zugleich authentische Dramatik menschlicher Existenz, konnte eigentlich nur wieder von vorne anfangen, als schicksalhafter Ausdruck der ewigen Wiederkehr.

In diesem Umfeld, einem kleinen Boot in unruhigen Gewässern gleichend, ging es auch der Schweiz um die Suche nach einer neuen Identität, gewissermassen um eine neue Selbstfindung. Wurde es der „Idée-Suisse“ gelingen, sich dem konservativen Umbruch zu widersetzen und ihre Wahrzeichen, die sprachlich-kulturelle Vielfalt und eine grunddemokratische Toleranz, unter neuen Vorzeichen in die Zukunft zu tradieren? Die Betrachtungen in diesem Essay zeigen, dass es dabei um eine Herkulesaufgabe ging und geht, die gleichsam Mut und Kreativität abverlangt.

*Die Schweiz muss sich etwas einfallen lassen,
neue Erzählungen stehen an.*

¹ Hobsbawm, E. (1995). *Das Zeitalter der Extreme*. München: Carl Hanser.

Betrachtungen

1. Vielfalt in der Vergangenheit: Welche Verdienste beansprucht die Schweiz?

„Idée-Suisse“ steht für das schweizerische Selbstverständnis schlechthin und ist die Erfolgsgeschichte einer konkret gewordenen Vision: Die Schweiz hat den Verdienst, im Verlaufe der 200 Jahren ihrer modernen Geschichte, als kleines Land mitten im Europa der einheitlichen Nationalstaaten die sprachliche und kulturelle Vielfalt zu ihrem entscheidenden Identitätsmerkmal gemacht zu haben. Die „Idée-Suisse“ entstand als Ergebnis eines authentischen revolutionären Denkens, eines starken politischen Willens und eines langwierigen institutionellen Konstruktionsprozesses, im Wechselspiel der historischen Ereignisse und der zivilisatorischen Bewegungen der Moderne. Jene Epoche scheint heute ihren Zenit überschritten zu haben.

Der sprachlichen und kulturellen Vielfalt wird allseits Anerkennung als herausragendes Wesensmerkmal schweizerischer Identität gezollt. Sie bildet, neben dem politischen System der direkten, föderalistischen Demokratie, eine der Grundlagen der „Idée-Suisse“, also der Schweiz als einer offenen, mehrsprachigen und multikulturellen Staatsgemeinschaft, die sich im Verlaufe der Moderne zu einer konkreten Vision entwickelt hat. Die friedliche Koexistenz der grossen europäischen Kulturen und Sprachen, der deutschen, der französischen, der italienischen mit der rätoromanischen innerhalb der helvetischen Grenzen ist vor allem das Ergebnis einer zivilisatorischen Intuition, einer starken politischen Willensleistung und einer günstigen europapolitischen Konstellation im frühen 19. Jahrhundert. Von radikalem Denken und von revolutionärem Elan getragen, konnte sich die „Idée-Suisse“ über zwei Jahrhunderte im Zusammenspiel abwechslungsreicher historischer Bedingungen durchsetzen. Etliche Meilensteine haben den hektischen Weg zu diesem Selbstverständnis gekennzeichnet: Mit dem aufklärerischen Geiste der Revolution von 1798 hat die – von aussen aufgezwungene – helvetische Republik die Gleichberechtigung der Bürger, aber auch der Sprachen ermöglicht. Die europäischen Mächte waren 1815 in Wien aus strategischen Gründen der Schweiz gegenüber wohlwollend eingestellt. Und dann ging aus dem Bürgerkrieg die erfolgreiche liberale Revolution von 1848 hervor. Damit hat die Schweiz, diesmal gegen den nationalstaatlichen Strom Europas, nicht nur die Abkopplung der Staatszugehörigkeit von der sprachlichen, von der kulturellen und von der religiösen Identität ermöglicht, sondern auch die drei Hauptsprachen als Nationalsprachen in der Bundesverfassung verankert. Ein Jahrhundert später führte 1938, unter der Bedrohung des Nationalsozialismus, das aufgewühlte Klima der „geistigen Landesverteidigung“ zur symbolträchtigen Aufwertung des Rätoromanischen als Nationalsprache; schliesslich fand 1996, angesichts Öffnung der Grenzen, der Entwicklung zur gesellschaftlichen Multikulturalität und mitten in einer offenkundig werdenden inneren Zerreissprobe, der Begriff der *Sprachgemeinschaften* Aufnahme in die Bundesverfassung.

Die Schweiz profilierte sich seit der zweiten Hälfte des 19. Jh. als „Willensnation“ weil man darin den Weg zur Selbstbehauptung gegenüber den entstehenden Grossmächten im Norden und im Süden sah. Allerdings waren die Schwerpunkte vorerst weniger mit der Sprachenfrage als vielmehr mit den politischen Ideen einer vielvölkischen Nation besetzt. Dank der sittlichen Verpflichtung gegenüber den Werten der Freiheit, der Gerechtigkeit und des Friedens fühlte man sich zu einem Musterstaat, ja gar zu Höherem berufen². Am Anfang des ersten Weltkrieges appellierte Carl Spitteler, der spätere Nobelpreisträger der Literatur, an die Neutralität und Einigkeit der Schweizer und setzte sich dafür ein, dass die Mehrsprachigkeit als staatstragende und identitätsstiftende Idee aufgebaut wurde³. Von da an gehörten die Sprachen und die Kulturen zum schweizerischen Selbstverständnis und sie wurden zum festen Bestandteil vorerst der geistigen Landesverteidigung und dann der weitverbreiteten Klischeevorstellungen zum Schweizertum. So war es

² Carl Hilty, der den Begriff der politischen „Willensnation“ prägte, befand 1875 dazu: „Die Eidgenossenschaft hat eine höhere Aufgabe, als San Marino oder Lichtenstein, ja selbst als Belgien und Holland. (...) Die leitende Idee der Schweiz ist und bleibt auf alle Zeiten hinaus ihr ursprünglichster politischer Gedanke: Erhaltung und Überlieferung der uralten germanischen Volksfreiheit in Europa auf alle kommenden Geschlechter. (...) Die Schweiz muss allerdings in dieser Hinsicht ein Musterstaat auch für andere und nicht bloß egoistisch auf sich und seine kleinen Bedürfnisse reduziertes Staatswesen sein. Das ist ihr weltgeschichtlicher Beruf. Sonst hat sie keinen rechten inneren Grund zu existieren.“ (Hilty, Carl 1875. Vorlesungen über die Politik der Eidgenossenschaft, Bern, 259, f. zit. in Kästli 1998, 396) Ernest Renans nahm wenig später den Begriff auf und spezifizierte auch in Bezug auf die Rolle der Sprache: „La Suisse, si bien faite, puisqu'elle a été faite par l'assentiment de ses différentes parties, compte trois ou quatre langues. Il y a dans l'homme quelque chose de supérieur à la langue: c'est la volonté. La volonté de la suisse d'être unie, malgré la variété de ces idiomes, est un fait bien plus important qu'une similitude souvent obtenue par des vexations.“ (Renan, Ernest 1887. Discours et conférences. Paris, 298, zit. in Kohler, 2010, 64, Anm. 25)

³ Carl Spitteler hielt seine berühmt gewordene Rede „Unser Schweizer Standpunkt“ am 14. Dezember 1914 in Zürich vor der Neuen Helvetischen Gesellschaft. (Spitteler, Carl 1947. Gesammelte Werke Bd. 8, Zürich. Zit. in Kästli, 1998, 412 f.)

auch kein Zufall, dass 1938 im Bestreben die nationale Einigkeit nach aussen zu demonstrieren, die romanische Sprache als Nationalsprache anerkannt wurde.

Vor dem Hintergrund des wachsenden materiellen Wohlstandes errang in den 50er Jahren der sprachlich-kulturelle Austausch zwischen den Regionen einen anerkannten Status und trug lange zu einer verbreiteten eidgenössischen Toleranz bei.

Der Beginn der Einwanderung in den 60er Jahren, vorab der Fremdarbeiterschaft aus Italien, bewirkte aber die ersten Spannungen und brach in diese Beinahe-Idylle ein. Dem *helvetischen Malaise*⁴ wuchs langsam der Nährboden heran. Die berühmt gewordene Schrift von Max Imboden diagnostizierte zwar die Ursachen des Unbehagens im politisch-institutionellen Bereich, etwa in der deutlich abnehmenden demokratischen Teilnahme, jedoch zeigten sich auch erste Risse im sprachlich-kulturellen Gerüst der „Willensnation“. Das Störpotential der Einwanderer war erheblich. Erst viel später merkte man, dass, wie es Max Frisch ausdrücken würde, zwar *Arbeitskräfte* gerufen, aber *Menschen* gekommen waren. Ein unterschwelliger Rassismus begann aufzukeimen und die Einwanderung wurde als „schleichende Krankheit“ und als „artfremdes Gewächs“ bezeichnete. Man verlangte die Begrenzung der Ausländer auf 10%. 1970 verwarf das Schweizervolk eine entsprechende Initiative nur knapp mit 54%.

Was zum normalen, friedlichen Schweizeralltag gehörte und kaum je hinterfragt worden war, begann sich zu ändern und wurde als Bedrohung empfunden. Nicht nur der im Zuge der Jugendunruhen zunehmend schärfer werdende Generationenkonflikt, sondern auch die Frauenbewegung und die wachsende Präsenz von Ausländern wurden so zu einem Problem. Die Andersartigkeit begann sich überall aufzudrängen, ihre Sichtbarkeit irritierte und wirkte plötzlich desorientierend. Was als Problem wahrgenommen, wurde obendrein zum Anlass für radikale und provozierende Kritik an den Eigentümlichkeiten schweizerischer Identität. Der kritische Geist begann sich mit ungeahnter Intensität zu zeigen: Etwa mit „Des Schweizers Schweiz“ von Peter Bichsel (1969) oder mit einer ersten kritischen Würdigung der Rolle der Schweiz in der Flüchtlingsfrage während des zweiten Weltkriegs („Das Boot ist voll“, Alfred A. Häsler, 1967, später, 1981 durch Kurt Imhof verfilmt). Kunst und Literatur nahmen so die Gelegenheit wahr und machten unantastbare historische Mythen und Institutionen – Wilhelm Tell und das Militär durch Max Frisch¹⁰ – zum Gegenstand schonungsloser Auseinandersetzung, erstmals auch durch Einbezug einer breiten Öffentlichkeit dank den Massenmedien. Höhepunkte provokativer Selbstkritik wurden später mit den Fragen erreicht, ob die Schweiz nicht eine Art Gefängnis sei (Friedrich Dürrenmatt, 1990) oder ob sie überhaupt noch existiere („La Suisse n'existe pas“, Ben Vautier, 1992). Die für eine Demokratie und eine offene Gesellschaft nahezu physiologische Notwendigkeit einer selbstkritischen Konfrontation zeigte sich aber bei der Aufarbeitung der Rolle der Banken im zweiten Weltkrieg oder zuletzt bei den traumatischen, weil symbolisch bedeutsamen Ereignissen um die Jahrtausendwende wie z.B. das Swissair-Débaclé, das Ende in Raten des Bankgeheimnisses und die damit verbundene Präsenz der Schweiz auf internationalen „Schwarzlisten“.

Der damit verbundene Kulturschock konnte an den Beziehungen zwischen den Sprachgemeinschaften nicht unbemerkt vorbei gehen. 1992 musste das Schweizervolk darüber abstimmen, ob dem Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) beizutreten sei. Die Mehrheit entschied sich dagegen, aber das Land war tief gespalten, denn die französisch Schweiz hatte sich deutlich dafür ausgesprochen. Die Spaltung zwischen den zwei Hauptregionen, der französischen und der deutschschweizerischen, als Röstigraben in die Geschichte eingegangen, begann stark zu polarisieren und zwar in einer Weise, die u.a. zur Vernebelung der eigentlichen sprachlich-kulturellen Vielfalt, d.h. konkret zur akzentuierten Bagatellisierung der Rolle der italienischen und der rätoromanischen Sprache und Kultur für die nationale Identität geführt hat.

Eine zweite Konsequenz der Volksentscheidung zum Europäischen Wirtschaftsraum (EWR), war die endgültige Legitimation jener nationalkonservativen Politik, die Mitte der 1980er Jahre mit der deutlichen Ablehnung des Beitritts zur UNO inauguriert worden war und neuerdings mit der Forderung nach der Kündigung der Europäischen Menschenrechtskonvention auftrumpft (sic!). Das politische Gleichgewicht wurde zunehmend in Richtung eines rechtspopulistischen, fremden- und kulturfeindlichen Kurses verschoben.

Das sprachkulturelle Thema war aber bereits seit einer Weile auf der politischen Agenda. Die Diskussion führte u.a. 1989 zur Publikation des vielzitierten Berichts der Kommission Saladin zur viersprachigen Schweiz¹² und mündete 1996 in eine vom Volk akzeptierten Aufnahme eines Sprachenartikels in die

4 Vgl. dazu die Ausführungen von Georg Kreis, 201, *Das "Helvetische Malaise". Max Imbodens historischer Zuruf und seine überzeitliche Bedeutung*. Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung, 25 f.

¹⁰ Max Frisch publizierte dazu zwei Streitschriften: 1971, *Wilhelm Tell für die Schule* und 1973, *Dienstbüchlein*.

¹² AAVV. (1989). *Quadrilinguismo svizzero - presente e futuro*. Berna.

Bundesverfassung. Damit wurde die Grundcharta mit dem Begriff der „Sprachgemeinschaften“ ergänzt, was Bund und Kantone dazu verpflichtete die gegenseitige Verständigung zu fördern¹³.

Der Weg zur „Idée-Suisse“, zu einer von sprachlicher und kultureller Vielfalt getragenen Identität war und bleibt ein beschwerlicher, aber dank diesem historischen Werdegang hat die Schweiz vorgeführt, dass Freiheit, Toleranz und Demokratie der Unterdrückung, der Diskriminierung und der Diktatur, zumindest unter besonderen Bedingungen, überlegen und die gesellschaftliche Einlösung von sprachlicher und kultureller Diversität fördern können. Die Geschichte der Schweiz zeigt auf, wie zur Schaffung einer staatlichen Gemeinschaft **eine** Sprache, **eine** Kultur, und **eine** Religion keine *conditio sine qua non* sind, wie also grundsätzlich sprachliche und kulturelle Vielfalt innerhalb eines Territoriums legitimierbar ist und die Minderheiten eine staatstragende und identitätsstiftende Funktion erhalten können.

Die moderne Geschichte der Schweiz lässt sich als die „Geschichte einer grossen Erzählung“, einer Idee für ein konsens- und motivationsstiftendes Projekt lesen, das dank besonderen ökonomischen, politischen und kulturellen Bedingungen zu einer Zivilisation der Vielfalt geführt hat. Wo sonst Minderheiten und generell die „Andersartigkeit“ als Feindbild und als Bedrohung gelten, haben sich die Koexistenz und der gegenseitige Respekt, trotz allen Widrigkeiten und v.a. trotz der starken Wirkung der populistischen kultur-, sprach- und fremdenfeindlichen Kräfte im Innern, von so unterschiedlichen Gemeinschaften wie die deutsche und die lateinische einstellen können.

Aber lässt sich diese Erfahrung fortführen? Haben sich die Bedingungen der Moderne nicht so grundlegend geändert, dass die „Idée-Suisse“ endgültig der Historie anzuvertrauen ist?

¹³ Man vgl. die Bundesverfassung und das Sprachengesetz:

Bundesverfassung:

Art. 4 Landessprachen

Die Landessprachen sind Deutsch, Französisch, Italienisch und Rätoromanisch.

Art. 70 Sprachen

1 Die Amtssprachen des Bundes sind Deutsch, Französisch und Italienisch. Im Verkehr mit Personen rätoromanischer Sprache ist auch das Rätoromanische Amtssprache des Bundes.

2 Die Kantone bestimmen ihre Amtssprachen. Um das Einvernehmen zwischen den Sprachgemeinschaften zu wahren, achten sie auf die herkömmliche sprachliche Zusammensetzung der Gebiete und nehmen Rücksicht auf die angestammten sprachlichen Minderheiten.

3 Bund und Kantone fördern die Verständigung und den Austausch zwischen den Sprachgemeinschaften.

4 Der Bund unterstützt die mehrsprachigen Kantone bei der Erfüllung ihrer besonderen Aufgaben.

5 Der Bund unterstützt Massnahmen der Kantone Graubünden und Tessin zur Erhaltung und Förderung der rätoromanischen und der italienischen Sprache.

Sprachengesetz (5.10.2007):

Zweck

Mit diesem Gesetz will der Bund:

Art. 2

a. die Viersprachigkeit als Wesensmerkmal der Schweiz stärken;

b. den inneren Zusammenhalt des Landes festigen;

Art. 3

die individuelle und die institutionelle Mehrsprachigkeit in den Landessprachen fördern; das Rätoromanische und das Italienische als Landessprachen erhalten und fördern.

Grundsätze

1 Der Bund beachtet bei der Erfüllung seiner Aufgaben insbesondere folgende Grundsätze:

a. Er achtet darauf, die vier Landessprachen gleich zu behandeln.

b. Er gewährleistet und verwirklicht die Sprachenfreiheit in allen Bereichen seines Handelns.

c. Er trägt der herkömmlichen sprachlichen Zusammensetzung der Gebiete Rechnung.

d. Er fördert die Verständigung zwischen den Sprachgemeinschaften.

2 Er arbeitet bei der Erfüllung seiner sprach- und verständigungspolitischen Aufgaben mit den Kantonen zusammen.

2. Abschied von der Moderne, Abschied von der „Idée-Suisse“?

Ist das Schicksal der „Idée-Suisse“ also auch besiegelt? Oder können sich die Moderne als ein „unvollendetes Projekt“ und die Schweiz als mehrsprachiger und multikultureller Kleinstaat, der von seiner Vielfalt lebt für eine andere Zukunft empfehlen? Radikal neue Bedingungen, ja eine neue conditio humana leiten eine epochale Wende ein und lassen am Horizont das „Posthumane“ aufscheinen. Dafür entscheidend sind hauptsächlich die Technik und die Ökonomie, insofern als sie uns nicht nur materiellen Wohlstand und eine Revolutionierung der menschlichen Lebensgrundlagen und der Existenz gebracht haben, sondern auch paradigmatisch auf unser Denken und auf unsere Kultur wirken. Zahlreiche Zeichen, so die weltweit wieder aufkeimenden Kriege, aber auch die von der Symbiose Technik-Ökonomie mitverursachte wirtschaftliche und politische Verunsicherung der letzten Jahre, deuten aufs Risiko hin, dass der Mensch zum Opfer seiner eigenen Errungenschaften wird und die grundlegenden humanistischen Werte der Moderne verliert. Auch die für die „Idée-Suisse“ typischen Prinzipien der Offenheit, der Toleranz und der sprachlich-kulturellen Vielfalt stehen zur Zeit auf wackeligem Boden.

Die Entwicklung in der zweiten Hälfte des kurzen Jahrhunderts hat v.a. in der westlichen, aber zunehmend in der ganzen Welt die Bedingungen menschlichen Daseins unter spätkapitalistischen bzw. postindustriellen Voraussetzungen grundlegend geändert. Wissen, Technik, Ökonomie eröffnen ungeahnte Möglichkeiten in allen Bereichen des Alltags, stellen zugleich aber unsere modernen Vorstellungen des Lebens, so wie sie seit der Aufklärung und der französischen Revolution wegleitend waren in Frage. Es sind auch die Technik und die Ökonomie, welche unser Denken und Handeln immer rücksichtsloser bestimmen.

Die Technik hat u.a. die Kommunikation, d.h. den Zugang zur Information und zum Wissen sowie die Mobilität revolutioniert und aus der Welt gewissermassen ein kleines Dorf gemacht. Die Ökonomie zwingt uns zu einem zu möglichst rationalem und effizientem Denken und Handeln und gleichsam zur Unterordnung unter die Gesetze des Marktes.

Nähe und Ferne, Raum und Zeit scheinen sowohl ideell als auch materiell aufgehoben zu sein. Wir befinden uns in einem Prozess der räumlichen und zeitlichen „Entgrenzung“, der uns, ob wir es wollen oder nicht, in das Phänomen der sogenannten Globalisierung einbindet und all die damit verbundenen Konsequenzen, insbesondere auch die Intensivierung der Migrationsbewegungen, erfahren lässt.

Dieses kulturelle und politische Klima, das in den letzten Jahren in der Schweiz – wie anderswo – gediehen ist, scheint der Kultur und den Sprachen generell nicht besonders wohlgesinnt zu sein. Kultur hat Mühe sich der Logik der Kommerzialisierung zu stellen. Weder Zweck-Mittel-Rationalität und einseitige Effizienzausrichtung, noch ausgeprägtes Rentabilitätsdenken und deregulierte Unterordnung unter die Gesetze des Markts sind der kulturellen und sprachlichen Vielfalt gute Ratgeber. Das Geschäft der Vielfalt ist viel eher Lebenssinn, geistige Spannung und soziales Wohlbefinden, jenseits der instrumentellen Vernunft und des Strebens nach Gewinn und Standardisierung.

Man möchte eigentlich meinen: Sowohl die immensen Möglichkeiten, die uns die Technik beschert, als auch die Ressourcen, welche wir der Ökonomie verdanken, müssten doch der Vielfalt zum Besten reichen. In vermehrter Masse sollten wir uns am kulturellen Erbe der Menschheit bereichern können: Andersartigkeit wird für jedermann potentiell zugänglich, erlebbar, ja machbar. Sprachen und Kulturen werden uns *online* dargeboten, wir müssen nur zugreifen. Die Unabhängigkeit von historischen, sozialen und räumlichen Zwängen soll den Individuen die variable Gestaltung ihrer Biographien genauso leicht machen wie die spontane und kreative Generierung ihrer Identität. Der Rückgriff auf Traditionen und eingespielte Gewohnheiten wird eigentlich obsolet¹⁸.

Nur, die Wirklichkeit sieht anders aus. Ihre Paradoxien sind augenscheinlich und bedürfen nicht einmal kulturpessimistischer Einsicht. Was Technik und Ökonomie versprechen, nehmen sie auch handkehrum wieder weg. In ihrem Wesen, Grenzen abzubauen, d.h. die Welt mittels Kommunikation, Mobilität und Güterzugang ohne besondere Anstrengung greifbar zu machen liegt zugleich eine verhängnisvolle Wirkung: Differenzen werden verwischt, Verhaltens- und Geschmacksmuster uniformiert. Der *Coca-Cola-Effekt* verfeinert sich und wird zum *Clooney-Effekt*: Die potentielle Auswahl von verschiedenen Kaffeesorten führt zum homogenisierten und standardisierten Kaffeekonsum. Gegen die marktinduzierte Konformität können sich nur Wenige zur Wehr setzen, was für die Konsumgüter wie für die Sprachen gilt. Potentielle

¹⁸ Vgl. Meyer, Martin (1998): *Die Schweiz als Metapher. Über kulturelle und andere Identitäten*. In: Meyer, Martin & Kohler, Georg: *Die Schweiz für Europa?* Hanser, München, 169-182

Mannigfaltigkeit kann sich dialektisch in ihr Gegenteil verkehren, und daraus wird Uniformierung und Verflachung auf das Hier und Jetzt. Müssen wir darob individuellen Identitäten und die Vielfalt von Sprachen und Kulturen aufgeben?

Offensichtlich ist zumindest, dass Unsicherheit, Angst und Entfremdung um sich greifen. Darauf reagieren die Menschen, in der Schweiz wie anderswo, seit je mit einem bekannten, archetypischen Abwehrdispositiv. Dieser Art Überlebensreflex führt zur Untergrabung der moralischen Gleichheit der Menschen, deren Andersartigkeit mit Verachtung, Aggressivität und Schuldzuweisung quittiert wird. Die Furcht um die eigene Identität ist keine gute Ratgeberin, so propagiert ein Teil der Gesellschaft, v.a. das rechte Spektrum der Politik, Fremdenfeindlichkeit und blinden, ethnozentrischen Nationalismus, als handle es sich um Tugenden. Keine 20 Jahre nach dem Mauerfall wird in der Schweiz für eine Mauer gegen die Grenzgänger und Immigranten plädiert. Anderswo werden Mauern wieder gebaut. Na und? Die Empörung hält sich in Grenzen, Indifferenz oder Ohnmacht herrschen vor.

Was die technische und ökonomische Zivilisation in verstärktem Mass ermöglicht, uns aber zugleich bedroht, soll mit symbolisch starken Akten unter Kontrolle gebracht werden. Die Grenzen müssen wieder markiert werden. Dies ist ein Hauptziel der konservativen Kulturoffensive, wie man sie in der westlichen Welt und in der Schweiz erlebt: Hierzulande gehören die „schwarzen Schafe“ isoliert, eingesperrt oder ausgewiesen. Es sind all jene Andersartige, Fremde, Asylanten, Exoten, Minderheiten usw., die als Hauptverantwortliche für Kriminalität, Kinderbedrohung, Arbeitslosigkeit, Unzufriedenheit und Desorientierung vorverurteilt werden. Andererseits muss ihr Zufluss in die Schweiz begrenzt werden. Die Andersartigkeit wird zum Makel: Andere Sprachen, andere Sitten, andere Religionen und andere Lebensstile sollen bestenfalls toleriert, aber als konstitutiver Bestandteil der Schweiz, der „Idée-Suisse“ als offene, sprachlich und kulturell vielfältige Gesellschaft laufen sie Gefahr, de facto delegitimiert zu werden.

3. Hat sich die Schweiz in den letzten Jahrzehnten um die „Idée-Suisse“ wirklich gekümmert?

Die Schweiz hat den gesellschaftlichen Wandel der letzten Jahrzehnte sehr wohl wahrgenommen. Das von den neuen Bedingungen der Moderne, vorab von der Technik und von der Ökonomie, mitverursachte Malaise hat sie nicht kalt gelassen. Die Bedrohung für ihr Selbstverständnis und für die sprachliche und kulturelle Vielfalt wurde zu offensichtlich. So haben die Bemühungen um die „Idée-Suisse“ nicht auf sich warten lassen: Die Institutionen der Politik genauso wie die zivile Gesellschaft setzten sich in vielfältiger und lebhafter Weise ein, im Bestreben, die schweizerische Sprach- und Kulturvielfalt den neuen Anforderungen anzupassen und zukunftsfähig zu machen.

Dem gesellschaftlichen Wandel konnten sich auch traditionellen Lebensformen und das Selbstverständnis der Schweiz nicht entziehen. Schleichend, fast unbemerkt bemächtigten sich die veränderten Bedingungen des Alltags von Frau und Herrn Schweizer. Dissonanzen, Unbehagen und Unsicherheiten machten sich in den 60er und 70er Jahren bemerkbar (Jugendbewegung, Feminismus, usw.) und die Zersetzung tradierter Sitten erfasste auch die Sprachen und Kulturen des Landes. Die Reaktionen liessen nicht auf sich warten. Man denke z.B. an das bis heute anhaltende Aufleben der Mundart, die als eine Art Wiederentdeckung der Ursprünge gefeiert wurde und die beharrliche Suche nach festem Boden bezeugt. Bereits in den 1960er und 1970er Jahren reifte so auch das Bewusstsein für die Bedeutung der Sprachen wieder heran.

Einen konkreten Ausdruck dieses erneuerten Interesses fand sich z.B. in der Programmatik der Erziehungsdirektorenkonferenz, einer wichtigen politischen Institution im Schulbereich, die zu einer engagierten Förderung des Fremdsprachenunterrichts ansetzte. Aber spätestens in den 1980er Jahren begann sich auch die „Willensnation“ im Bereich der Sprachen und Kulturen deutlich zu regen. In der Politik, in den öffentlichen Institutionen, aber auch in den Organisationen der zivilen Gesellschaft entwickelte sich eine intensive Tätigkeit (vgl. oben).

Die Politik nahm die Herausforderung an: Stein des Anstosses war der stetige Rückgang des Rumantsch. Dann folgte der *Röstigraben*, der einerseits als ein Höhepunkt der Bewusstwerdung des kulturellen und sprachlichen Konfliktpotentials innerhalb des Landes betrachtet werden kann, andererseits unmissverständlich die zunehmende Abhängigkeit der Schweiz von den Geschicken Europas und der Welt aufzeigte. Die Kluft zeigte sich nämlich erst richtig an der Neudefinition der Beziehungen zur internationalen Staatengemeinschaft. Bald darauf folgte die Aufnahme des neuen *Sprachenartikels in der Bundesverfassung* (1996) und zehn Jahre später die Konkretisierung in einem *Sprachen- und Verständigungsgesetz* (2007).

Neben der bereits erwähnte Erziehungsdirektorenkonferenz spielt seit je der *Service public* von Radio und Fernsehen eine entscheidende Rolle für die Förderung der sprachlichen und kulturellen Vielfalt. Es ist kein Zufall, dass Radio und Fernsehen (SRG/SSR) die eigene Bezeichnung mit „**Idée-Suisse**“ ergänzte. Dank einer bemerkenswert solidarischen Umverteilung der finanziellen Ressourcen sichert **SRG/SSR-Idée-Suisse** allen Sprachgemeinschaften professionelle Radio- und Fernseh-Dienstleistungen.

Ferner muss aber auch die Bedeutung von zahlreichen Organisationen aus der zivilen Gesellschaft hervorgehoben werden.

4. Viel Aufwand – wenig Erfolg?

Die Schweiz, die Willensnation par excellence, hat in den letzten Jahrzehnten einen besonderen Effort geleistet, um sich den Herausforderungen der Zeit zu stellen und dabei die für das eigene Selbstverständnis wichtigen Werte der Offenheit, der Toleranz und der sprachlichen und kulturellen Vielfalt zukunftsfähig zu machen. Wie sieht das Resultat dieser Bemühungen aus? Die Zeichen der Zeit deuten auf eine zwiespältige, ja irritierende Diagnose hin. Trotz des erheblichen Wohlstandes sorgen steigende Multikulturalität und ökonomische Krisenanfälligkeit einerseits und der Verlust bewährter Sicherheiten und nationaler Statussymbole andererseits für diffuse Desorientierung und Zunahme des Abwehrverhaltens. Kulturelle Selbstbezogenheit und Ethnozentrität sind weitere Folgen, die sich nicht nur im Siegeszug der Mundart in der deutschen Schweiz und generell in einer Stagnation der sprachlichen Kompetenzen, sondern auch in der erneuten Salonfähigkeit des Fremdenhasses und der Intoleranz gegenüber Andersartigen zeigen. Den Hintergrund dazu bilden die Formierung des konservativen Widerstandes, eine Verrohung der politischen Sitten, aber auch eine sich ausbreitende Kultur- und Sinnlosigkeit in den Massenmedien und in den Social networks, die den Egozentrismus zunehmend fördert. Man beobachtet eine intensiviertere Wahrnehmung von partikulären Interessen sowie eine Verschärfung des Konkurrenzdenkens, auch in den öffentlichen Institutionen, namentlich unter den Kantonen und Regionen. Eigentlich genug, um ein kulturpessimistisches Bild der Schweiz anfangs des Jahrtausends zeichnen zu müssen. L'examen de réalité, die kühle Realitätsbetrachtung lässt zu Zeit die Grundwerte der „Idée-Suisse“ in einem blassen Licht erscheinen.

An politischem Willen und an Aufwand, eine Erneuerungsdynamik in Gang zu setzen hat es in der Schweiz der letzten 20 Jahre nicht gefehlt. Im Gegenteil. Aber mit welchem Erfolg? Hat das tradierte Erbe der „Idée-Suisse“ fürs neue Jahrtausend aufgearbeitet werden können?

Der aufmerksame Beobachter kommt um einen zwiespältigen Eindruck nicht umhin. Zeichen und Symptome, welche die Abnützung, ja gar die Dekadenz der für die „Idée-Suisse“ ausschlaggebenden Werte dokumentieren, darunter die sprachliche und kulturelle Vielfalt, sind nicht von der Hand zu weisen.

Dies gilt für den politisch-staatlichen Bereich wo Konkurrenz- und Kontrolldenken marktwirtschaftlicher Provenienz Solidarität und Vertrauen verdrängen, aber auch im kulturellen Bereich. Angesichts des Entgrenzungsprozesses, der wachsenden Individualisierung und des Vorranges privater gegenüber allgemeinen Interessen, wird in der Schweiz das nationale Wir-Gefühl, der Gemeinsinn²⁵ durch das Ich-Gefühl verdrängt. Es beginnt die Suche nach dem verlorenem Selbstverständnis innerhalb von engeren bzw. klareren Grenzen, die ethnisch und sprachlich definiert²⁶, was sich als Rückzug innerhalb der angestammten territorialen Grenzen der Sprachen konkretisiert. Urs Allematt hat diesen Prozess bereits 1997 wie folgt beschrieben: „Das Rätomanische bildet sich in einem bedrohlichen Rhythmus zurück; das Italienische verliert als nationale Amts- und Arbeitssprache zusehends an Bedeutung; das Französische zieht sich in die regionale Bastion des Welschlandes zurück, und das Deutsche verschliesst sich mit seiner alemannischen Mundart gegen die andern Sprachgemeinschaften.“²⁷ Diese Beobachtung hat sich weitgehend bestätigt und, mit Ausnahme einer gewissen Stabilisierung des Rätomanischen, gar verstärkt.

Nicht unbeteiligt an solchen Vorstellungen über die anderen schweizerischen Kulturen ist eben die deutschschweizerische Mundart, die in der deutschen Schweiz auch die Schriftsprache in Bedrängnis bringt, in den Schulen – z.B. im Kanton Zürich, wo kürzlich die Schriftsprache mittels Volksabstimmung aus dem Kindergarten verbannt wurde –, in den öffentlichen Institutionen, z.B. in den Parlamenten oder selbst bei der SRG/SSR Idée-Suisse, wo Marktkriterien (lies: Einschaltquoten) die Schriftsprache auch in Sendungen von nationalem Interesse verdrängen. Wie sollen andere Sprachen und Kulturen toleriert, akzeptiert oder gar als Bereicherung betrachtet werden, wenn die Hauptsorge darin zu bestehen scheint, den eigenen Dialekt möglichst flächendeckend als Vehikel der „richtigen“ Identität und des „richtigen“ Schweizer-Seins herrschen zu lassen?

²⁵ Vgl. Kohler, 2010

²⁶ Genau in diesem Kontext, wo der Kommunikation und der Mobilität keine Grenzen mehr gesetzt zu sein scheinen, nimmt paradoxerweise die Bedeutung der einen Sprache – wohl nicht der Sprachen – als identitätsstiftender Faktor zu. Die Folge davon: Ein Prozess der verstärkten Ethnisierung bzw. zur Blockbildung mittels des Abgrenzungskriterium Sprache: man tritt den Rückzug zu den eigenen Ursprünge an, regionale Entitäten werden stärker, die Dialekte erhalten Aufwind, ... Urs Allematt hat diesen Prozess des fortschreitenden Ethnozentrismus für die europäischen Länder in seinem Buch das „Fanal von Sarajewo“ untersucht. (Allematt, Urs (1996). Das Fanal von Sarajevo. Ethnonationalismus in Europa. Paderborn/Zürich)

²⁷ Allematt, in Babylonia, 2/1997, S. 70

Zwar wird den Schweizerinnen und Schweizern attestiert, im europäischen Vergleich über überdurchschnittliche Sprachkompetenzen zu verfügen²⁹. De facto aber deutet vieles darauf hin, dass sich die Sprachkompetenz in den Landessprachen zurückbildet³⁰. Zugleich sind wir zu erstaunten Betrachtern des Siegeszuges des Englischen geworden. Was sich also der Tendenz nach einstellt, ist weniger die sprachliche Vielfalt, als vielmehr, das was Urs Altermatt für unser Land, insbesondere für die deutsche Schweiz, in Aussicht gestellt hat: Anderthalbsprachigkeit – Schriftsprache und Mundart (oder umgekehrt) und ein bisschen Englisch.

Einige Jahrzehnte sind selbstredend kein Massstab zur Beurteilung einer historischen Entwicklung, auch angesichts des beschleunigten Tempos mit dem sich in unserer Epoche die Ereignisse überschlagen. Wir wissen auch zu gut, dass Geschichte aus einer intensiven, vielschichtigen Spannung zwischen den Kräften der Veränderung und der Bewahrung hervorgeht. So ist das nachgezeichnete, pessimistische Bild zu relativieren, denn es ist nur die eine Seite der Medaille. Ist also das Glas halb leer oder halb voll?

²⁹ Vgl. Werlen NFP 56

³⁰ Georges Lüdi sieht sich zur Feststellung veranlasst: "Dagegen scheint die Mehrsprachigkeit in den Landessprachen trotz der grösseren Mobilität der Bevölkerung und der Vervielfachung der Kontaktmöglichkeiten durch die neuen Medien eher zurückzugehen. Während längere Sprachaufenthalte (Welschlandjahr), auf Dauer angelegte Arbeitsmigration (z.B. Deutschschweizer in der Uhrenindustrie) und eine vollständige Integration in die Gastsprachgemeinschaft bis ins 20. Jh. hinein die Regel waren, sind heute Kurzaufenthalte bzw. Arbeitspendlerbewegungen vorherrschend. Integrierende Institutionen wie die Armee und die Regiebetriebe des Bundes haben an Bedeutung verloren; grenzüberschreitende Medien in den Nationalsprachen der Nachbarländer und der Weltsprache Englisch beginnen zu überwiegen. Lüdi, Georges: Historisches Lexikon der Schweiz. Stichwort: Mehrsprachigkeit (URL: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D24596.php> – 10.11.2011)

5. Vielfalt in Zukunft: Wie gehen wir mit der Herausforderung „Idée-Suisse“ um?

Die „Idée-Suisse“, so sei festgehalten, ist nicht veraltet und hat ihren Zenit aus einem einfachen Grunde nicht überschritten: Sie ist der authentische Ausdruck der Suche nach weisen Lösungen für das Zusammenleben in einer demokratischen Auseinandersetzung, die für die Selbstbehauptung der Individuen in der staatlichen Gemeinschaft steht. Hingegen hängt ihre Zukunft von der Fähigkeit ab, sich neu zu beleben und zu revitalisieren. Die schweizerische Identität, mit ihrer sprachlichen und kulturellen Vielfalt, hat nur dann eine Perspektive, wenn sie ihren Bestandesstatus und ihre tradierte Selbstüberschätzung endgültig aufgibt, und sich neu als Resultat einer kontinuierlichen, anstrengenden Selbstforschung und Suche, als eine Art work in progress zu verstehen beginnt. Dazu ist ein Kulturkampf notwendig, d.h. eine zivilisatorische Neubesinnung, die, unter den neuen Bedingungen, an die revolutionäre Denkweise der modernen Schweiz in ihren historischen Anfängen anzuknüpfen weiss und eine neue Erzählung der „Idée-Suisse“ einleiten kann.

„Kulturkampf um die Neubestimmung des Landes..., das klingt dramatisch und pathetisch und für jemanden, der versucht, so unaufgeregt wie möglich zu bleiben, ziemlich schrill. Trotzdem...“ (Georg Kohler³¹) Man soll es mit der notwendigen Gelassenheit und Aufgeklärtheit angehen.

Was kann ein Kulturkampf bedeuten?

Es bedeutet einmal die Bereitschaft, sich wieder radikal, d.h. gründlich und ohne Rücksicht auf irgendwelche partikulären Interessen, der aktuellen Lage zu vergegenwärtigen, und sich der Neupositionierung zu widmen. Dies entspricht einer Entgrenzung des Denkens als notwendige Voraussetzung für die Selbstfindung, denn mit der Abgrenzung nach aussen – ein Hauptmerkmal der historischen Entwicklung des Sonderfalls Schweiz – ist eine neue Identität nicht mehr denkbar. Der Sonderfall hat, wenn überhaupt nur dann eine Zukunft, wenn er im neu entstandenen Abhängigkeitsnetz überdacht wird.

Kulturkampf bedeutet deshalb, eine zivilisatorische Neubesinnung einzuleiten, die mutig mit veralteten Symbolen und Mythen, Sicherheiten und *Überzeugungssystemen*³² aufzuräumen weiss und einen individuellen und kollektiven Prozess der kontinuierlichen Identitätsbestimmung initiiert. Die Schaffung einer zivilisatorischen Spannung tut Not, damit der kritischen Konfrontation mit der technischen und der ökonomischen Wesensbestimmung unserer Existenz nicht aus dem Weg gegangen wird und der absolutistischen Logik einer sinnentleerten Effizienz und Effektivität eine Absage erteilt werden kann³³.

Ein Kulturkampf angesichts der globalisierten und entgrenzten Welt bedeutet aber auch überzeugte Parteinahme für eine offene Gesellschaft, die aktive Toleranz übt und die sprachliche und kulturelle Vielfalt im Alltag akzeptiert, ohne sie auf angestammte Territorien beschränken zu wollen.

Es bedeutet, Grenzen neu zu definieren, und in der Schweiz nicht zuletzt regionale und kantonale Identitäten überdenken.

Ein radikaler Kulturkampf setzt Veränderungswillen und –bereitschaft voraus. Es geht um nichts weniger und nichts mehr als um den revolutionären Elan, welcher der „Idée-Suisse“ seit ihren Ursprüngen Pate stand. Ist ein solches Postulat bloss pathetische Nostalgie, die Vergangenes wieder aufleben lassen will? Angesichts der neuen *conditio humana*, die schlicht eine Neubestimmung des Menschen verlangt wohl kaum. Die Schweiz muss sich vor der Radikalität des revolutionären Gestus nicht scheuen.

³¹ Kohler 2010, a.a.O., S. 89

³² Kohler, ebenda

³³ Fabio Merlini hat diese Problematik der Zersetzung und des Verlusts des existentiellen Sinns durch die Verabsolutierung des Effizienz- und Effektivitätsdenkens aufgearbeitet: Merlini, Fabio (2011). *L'époque de la performance insignifiante. Réflexions sur a vie désorientée*. Paris: Les éditions du cerf.

Bibliografie

Gianni Ghisla, 1952, PhD,
Studium der Pädagogik, Oekonomie und Philosophie an der Universität Zürich und der Kommunikationswissenschaften an der Universität in Lugano. Langjährige Tätigkeit in der Lehrerausbildung und in der Bildungsforschung mit den Schwerpunkten Didaktik, Curriculum- und Lehrplankonstruktion, Berufsbildungsinnovation, Bildungsökonomie. Gründer und Mitherausgeber der Zeitschrift für Sprachunterricht und Sprachenlernen Babylonia (www.babylonia.ch).
gianni.ghisla@idea-ti.ch